

Nr. 35. Bromberg, den 10. März 1925.

Das Spiel mit dem Tode.

Roman von **Hans Schulze.**

(18. Fortsetzung.)

Der Flieger war ganz nahe zu ihr herangetreten und rührte leise an ihrer Schulter.

„So sprich doch endlich vernünftig! Was ist denn geschehen?"

Mit einer matten Bewegung strich sie sich das verwirrte Haar aus der Stirn.

„Wir sind am Ende, Kurt. Seit Tagen trage ich es schon mit mir herum. Ich bin zum Umsinken müde und finde doch nirgends Ruhe."

„Die Vergangenheit steht gegen uns auf," fuhr sie dann mit mühsamer Beherrschung fort. „Die Herren im Schloß sind nicht das, wofür sie sich ausgegeben. Dr. Hauffe ist der junge Graf Ritland. Er und der Maler sind hierher gekommen, um dich und mich zu verderben."

Mit einem ächzenden Laut sank sie wieder in sich zusammen und weinte leise wie ein Kind.

— — —

Kurt stand unbewegt; keine Muskel in seinem undurchdringlichen Gesicht zuckte.

„Du siehst Gespenster, Sibylle," sagte er endlich. „Mag sein, daß es Wahrheit ist, was du mir über jene Herren gesagt hast. Darüber werde ich zu gelegener Zeit mit ihnen abrechnen. Was uns beide angeht, so hoffe ich, daß du jetzt endlich einsehen wirst, wo dein Platz ist. Ich allein kenne das Geheimnis jenes Abends, als dein Mann starb. Und niemand soll es mir entreißen. Und ich allein kann dich schützen, wenn man dir deinen Reichtum wieder nehmen will. Solange sich das Testament in meiner Hand befindet, bist du sicher. Und du weißt ja auch, wie du dir diese Sicherheit für alle Zeit wahren kannst."

Mit einem tränenumflorten Blick sah sie zu ihm auf.

„Kurt, warum quälst du mich so? Siehst du denn nicht, wie ich leide? Ich finde keine Ruhe, solange ich weiß, daß das unselige Papier vorhanden ist. Habe doch Mitleid mit mir. Gib das Testament heraus. Wir wollen es noch heute nacht gemeinsam verbrennen."

— — —

Ein langes Schweigen folgte.

Die Minuten rannen in qualvoller Ungewißheit.

Auch der Lauscher im Vorsaal stand wie gebannt.

Alle seine Sinne waren aufs äußerste gespannt.

Was soll er tun, wie konnte er eingreifen, wenn der Mann da drinnen dem Drängen des unseligen Weibes nachgab und das kostbare Dokument, das einzige Zeugnis für Lores Erbansprüche, einer unersetzlichen Vernichtung anheimfiel. — — —

Kurt war an das offene Fenster getreten und schaute sinnend in das Dunkel der Nacht hinaus.

Ein Sturm von Empfindungen wogte durch seine Brust.

Er fühlte, wie die Frau hinter ihm wartete, daß er das erlösende Wort sprach, das sie für alle Zeit aus Not und Friedelosigkeit befreite.

Eine schmerzhafte Leidenschaft überkam ihn plötzlich, sie in seine Arme zu nehmen und in freiwilliger Hergabe des Testaments einzig durch die Gewalt seiner großen bezwingenden Liebe sich all das wieder zu erringen, was er schon einmal besessen hatte.

Da sah er auf einmal in der spiegelnden Fensterscheibe Sibylles Gesicht.

Der Ausdruck rührender Hilflosigkeit, der ihn so tief ins Herz gegriffen hatte, war verschwunden.

Eine drohende Falte stand zwischen den schmalen Augenbrauen, und ein seltsam lauernder Blick verfolgte eine jede seiner Bewegungen.

Mit einem kurzen Ruck wandte er sich zurück; mit einem Schlage war alle Weichheit wieder von ihm abgefallen, war er wieder ganz der kühle, unbeirrbare Tatsachenmensch.

„Ich kann deinen Wunsch nicht erfüllen, Sibylle," sagte er mit harter Stimme. „Weil ich dir nicht mehr vertrauen kann. Mein Sinn steht nicht nach Geld und Gut. Ich will nur dich. Und ich weiß, daß du mir wieder entgleitest, wenn ich das Letzte aus der Hand gebe, womit ich dich halten kann.

Es bleibt bei dem, was ich dir schon einmal gesagt habe: Am Abend unserer Hochzeit steht dir das Testament zur Verfügung.

„Eher nicht."

— — —

Sibylle antwortete lange nicht.

Regungslos saß sie am Tisch.

Wie eine tödliche Lähmung kroch die Erschöpfung der beiden durchwachten Nächte über sie hin.

Sie fühlte, daß sie vor der letzten, entscheidenden Wendung ihres Lebens stand; und sie fühlte auch, daß sie gerade in diesem schicksalsschweren Augenblick ohne Kraft und ohne Willen war.

Sie hatte die dunkle Empfindung, als sei sie mit dem Saum ihres Rockes in die Speichen eines Rades geraten, das sie mit eiserner Kraft widerstandslos, unentrinnbar in das Getriebe einer entsetzlichen Maschine hineinriß. —

„Ich bin in deiner Hand," sagte sie endlich. „Und ich muß mich fügen. Wenn du darauf bestehst, daß mir nur unsere Eheschließung meine Freiheit und meinen Frieden wiedergeben soll, so soll sie so schnell wie irgend möglich erfolgen. Ich bin bereit, noch in dieser Woche mit dir nach England zu reisen und mich dort mit dir trauen zu lassen. Ich muß hier ein Ende machen, wenn ich nicht zugrunde gehen soll."

Sie hatte sich bei den letzten Worten mühsam aufgerichtet und stützte sich schwer auf die Lehne ihres Sessels.

„Darf ich dich jetzt bitten, mich heimzubegleiten? Ich fürchte mich heute nacht im Park." — —

— — —

Zwei Minuten darauf erlosch das Licht. Walter war im Haus allein.

Geraume Zeit stand er wartend und lauschte auf das Geräusch der langsam verklingenden Schritte.

Dann stieg er ganz ruhig und leise nach dem Schlafzimmer hinüber und zog den Kasten des Bettischchens auf. Er wußte mit nachtwandlerischer Sicherheit, daß er finden würde, was er suchte.

Die Brieftasche des Fliegers lag zwischen allerlei Gebrauchsgegenständen in der Lade obenauf.

Mit verhaltenem Atem öffnete er den Verschluß und nahm ein zusammengefaltetes Blatt heraus.

Ein Lichtblitz huschte über das Papier.

Das Testament!

Im nächsten Augenblick hatte er sich über die niedrige

Fensterbrüstung in den Garten hinausgeschwungen und war im Dunkel der Nacht verschwunden.

— — —

Eine halbe Stunde später ging die Haustür von neuem. Kurt von Rhaden kam zurück.

Er kleidete sich im Dunkeln aus und warf sich mit einem Gefühl unbeschreiblichen Erlöstseins auf sein Bett.

Jetzt endlich hatte er erreicht, worum er in der ganzen letzten Zeit der Finsternis und Verworrenheit gerungen hatte.

Mitten in der Nacht war das Glück zu ihm gekommen, das er schon unwiederbringlich verloren geglaubt, hatte sich ihm die Frau ergeben, die er in tiefster Seele als die schicksalsbestimmte Ergänzung seines Wesens empfand.

Sibylle!

Mit seinem ganzen Denken umspannte er den geliebten Namen, zwang er sie immer wieder vor sein geistiges Auge, in all ihrer Kraft und Gesundheit, in der blühenden Schönheit ihrer unzerstörbaren Jugend.

Zwei Tage noch, und der letzte Ring der Kette klirrte herab, der ihn an die Vergangenheit fesselte, fuhr er mit der geliebtesten Frau zu bunten Abenteuern in die Welt hinaus, unabhängig, reich und frei, Herr seines Schicksals. —

Reich und frei!

Ein würgendes Gefühl saß ihm plötzlich im Halse.

Auf einmal wußte er, daß ihm alle Herrlichkeit dieser Welt das eine nicht wiedergeben konnte, was er dafür geopfert hatte.

Ein Blatt Papier stand für alle Zeit zwischen ihm und dem Frieden seiner Seele.

Das Blatt, um das er seine Ehre verkauft, um das er sich dazu erniedrigt hatte, einen anderen Menschen in Armut und Heimatlosigkeit hinauszustoßen.

Ein seltsames Verlangen überkam ihn plötzlich, dies Blatt noch einmal anzusehen, das zugleich der Talisman seines Glückes und das Dokument seiner tiefsten Schande war.

Mit unsicherer Hand drehte er seine Bettlampe an und nahm seine Brieftasche aus dem Nachttisch.

Und dann fuhr es wie ein Axthieb gegen seine Stirn. Das Testament war verschwunden!

*

Walter Ralff war schon am frühen Vormittag mit Else und Eva Knauff nach Bad Neudietersdorf hereingekommen, wo die jungen Mädchen zum Wochenbeginn allerlei wirtschaftliche Besorgungen erledigen wollten.

Er selbst hatte die Gelegenheit benutzt, die ferienhafte Verwilderung seines Haupthaares einer planvollen Beschneidung zu unterwerfen, und bummelte dann gemächlich durch das morgenstille Städtchen, das sich winkelreich und beschaulich, wie ein versonnenes Spitzweg-Märchen, zwischen Wiesen und Feldern einen langgestreckten Berg hinaufzog.

Ein stattliches Rathaus erhob sich auf dem geräumigen Marktplatz mit einer grünen Kupferhaube und wuchtigen Eckbalkonen, reich und saftvoll, gleich schweren Trauben.

Uralte Linden hielten vor dem hübschen Sandsteinportal die Wacht und drängten in weitgeschwungenen Bogen den Ring der schmalen Giebelhäuser zurück, die sich ganz eng aneinander schmiegten, als wollten sie sich gegenseitig erwärmen.

Breit und behäbig fiel die Badstraße, die Hauptgeschäftsader des Ortes, zum ehemaligen Stadtwall ab.

Dahinter grüßte der festlich heitere Rokokobau des neuen Moorbades inmitten schöngepflegter Anlagen, und der unermeßlich hohe Sommerhimmel spannte sich leuchtend darüber mit einem durchsichtigen Gewebe silberner Wölkchen.

— — —

Walter kam aus dem Gassengewirr der oberen Stadt und fragte einen Jungen nach der Schröterschen Kolonialwarenhandlung, die mit den Damen als Stelldichein verabredet worden war.

Dann saß er auf dem gemütlichen Ecksofa der kleinen Weinstube, gleich neben dem Laden, und ließ seine Blicke geruhsam in die Weite des stillen Marktes hinausgehen.

Die Vormittagssonne lag warm und prall auf dem unregelmäßigen Kopfsteinpflaster.

Vor dem Rathaus hockte ein altes Hökerweiblein, eifrig strickend, in einer Burg von Obst und Gemüsen, Körben mit Kirschen und Bohnen und bunten Blumen in braunen Tontöpfen, Fuchsien und Geranien und Heliotrop in sommerlicher Überfülle.

Dazwischen liefen allenthalben Tauben herum, trippelten und nickten und trugen stolz die schillernden Brüstchen.

Und dann flogen sie auf einmal, eine ganze Schar, mit knatternden Flügelschlägen gegen das Goldblau des Himmels auf und ließen sich auf dem hohen Dach der Katharinenkirche nieder, die mit ihrem doppeltürmigen Chor wie ein treuer Wächter auf das trauliche Winkelglück des Städtchens herabschaute.

In diesem Augenblick bogen Else und Eva Knauff von der Badstraße auf den Markt ein und winkten schon von weitem zu Walter herüber.

Ihre schlanken, runden Glieder bewegten sich leicht und frei in den hellen Leinenkleidern, und die ganze Sommerseligkeit lag auf ihren frischen, jungen Gesichtern.

Walter ging ihnen bis in den Laden entgegen und bestellte hier allerlei gute Sachen, die sich Eva schon unterwegs zum Frühstück ausgebeten hatte, Lachs und Ölsardinen, Gänseleberwurst und Frau Schröters weitberühmte Fleischpastetchen.

Eva selbst stolzierte unterdessen ganz als große Dame am Ladentisch auf und ab und weidete sich an der grenzenlosen Verlegenheit des neuen Kommis, der sie unlängst im Kurpark, der Stätte heimlicher Flirts und süßgefährlicher Begegnungen, in der Maske eines Offiziers in Zivil, anzusprechen versucht hatte und jetzt über diese beschämende Enthüllung seiner wirklichen bürgerlichen Stellung am liebsten in den Erdboden gesunken wäre.

„Die Liebe macht die Männer doch alle gleichmäßig verrückt," schloß sie weisheitsvoll, als sie Else und Walter dann in der Weinstube über ihr aufregendes Erlebnis mit dem falschen Leutnant berichtet hatte. „Oder, versteht jemand die Leidenschaft des Herrn Direktor Meyer für die fromme Helene? Wir haben das junge Paar heut übrigens schon im Städtchen getroffen. Der „Kugelblitz" sprach gerade von seiner Hochzeitsreise und schwärmte von Venedig, wo er einmal ein ausgezeichnetes Filetbeefsteak gegessen habe."

„Fräulein Evchen, Fräulein Evchen," mahnte Walter. „Wenn das Fräulein Sperling hörte."

„Ach, lassen Sie doch den alten Spatz," wehrte die Kleine geringschätzend ab. „Die hätte sich ja gestern abend am liebsten mitverlobt. Darf ich übrigens zu Ihnen aufs Sofa kommen. Ich möchte auch ein wenig von dem Weltstadtleben des Neudietersdorfer Marktes genießen." —

(Fortsetzung folgt.)

In den Pinsker Sümpfen.

(Aus dem Leben an der Sowjetgrenze.)

Die bleiche Herbstsonne war aus dem Nebelmeer noch nicht emporgetaucht, als wir schon in voller Rüstung draußen auf der Station auf den Frühzug harrten, der uns dem Schauplatz der letzten Bluttat näherbringen sollte: In Tinowitschi war wieder einmal eine polnische Ansiedlerfamilie von Banditen hingeschlachtet worden.

Als wir nach dreistündiger Fahrt den Zug verließen, wurde unsere 12 Mann starke Grenzschutzabteilung in drei Parteien geteilt; die erste sollte den einzigen Weg, der von Tinowitschi nach dem entlegenen Nachbardorfe führt, verlegen — die zweite hatte in Tinowitschi selbst Nachforschungen anzustellen und ich mit dem Sergeanten Krause, der die Gegend als ein in Wolhynien geborener Kolonistensohn von uns allen am besten kannte, hatte zur Aufgabe, den alten Waldhüter Stepan aufzusuchen, auszufragen, und falls der gegen ihn geschöpfte Verdacht sich bestätigen sollte, ihn sofort zu verhaften. Die Waldhütte des alten und immer noch zarentreuen Russen galt für ein richtiggehendes Räubernest. . . .

Nachdem wir uns den Weg genau hatten erklären lassen, vertieften wir uns in den Wald. Der Weg war weit und gefährlich, und vor Abend mußten wir unbedingt an Ort und Stelle sein, wenn wir nicht Gefahr laufen wollten, uns in dem unergründlichen Labyrinth des sumpfigen Urwaldes zu verirren. Stundenlang marschierten wir ohne ein Wort zu verlieren. Das verkrüppelte Gewirr der Erlen, Birken und Tannen schloß sich immer dichter um den engen Pfad. Alles ringsherum war in einen feinen Nebeldunst gehüllt; aus der Ferne zog beißender, süßlich riechender Rauch: es mußte irgendwo ein Torfmoor brennen. . . Lautlos, fast geisterhaft schritten wir immer tiefer in den Wald hinein. Der Boden war mit einer saftigen, dunkelgrünen Moosdecke überwuchert und dämpfte den Schall unserer Schritte vollständig ab.

Die Sonne tauchte in das Dunstmeer schon unter, als mein Kollege, der mir vorausschritt, das Schweigen brach.

— „Vorsicht, hier fängt der Sumpf an!" warnte er.

Der Steg machte eine Wendung nach rechts. Die Luft war wie in einem tiefen Keller, kühl und feucht. Rechts und links umgab uns niedriges, verwachsenes Gestrüpp, das in unsteten, wankenden, milchfarbenen Nebel eingehüllt war. Plötzlich durchschnitt die Stille ein unerklärlicher Laut. Er

war langgezogen und harmonisch-traurig und kam, wie es schien, aus den Tiefen des Sumpfes. Eine seltsame Beklommenheit schnürte mir die Kehle zu, ich blieb stehen.

— „Rohrdommel", erklärte K., „kommen Sie, kommen Sie, 's wird schon spät", fügte er dann finster hinzu.

Jetzt konnte man schon nichts mehr unterscheiden. Ringsherum wallte der Nebel wie ein dichter, weicher Schleier. Mit Ekel fühlte ich seine klebrigen, feuchten Arme auf dem Gesichte und dem Nacken. Vor mir wankte ein dunkler, verschwommener Fleck: der Rücken meines Kollegen. Der Weg war nicht mehr zu erkennen, aber man fühlte, daß uns dicht von beiden Seiten der bodenlose Sumpf umgab. Ihm entstieg ein dumpfer Modergeruch. Der Boden federte und schwankte unter den Füßen und bei jedem Schritt hörte man irgendwo abseits ein fettes Schmatzen des durchdringenden Schlammes.

Der Sergeant stand plötzlich still. Ich konnte es nicht sehen und stieß im Gehen auf seinen Rücken.

„Man langsam. Sie schlafen wohl schon?" fragte er mich boshaft. „Warten Sie, ich werde rufen — wir können schon nicht mehr weit vom Ziel sein. Man ersäuft hier bald im Moder!"

Er legte die Hände wie ein Schallrohr an den Mund und rief langgezogen:

„Step—a—a—an!"

Seine Stimme verlor sich in den weichen Abgründen des Nebels, sie klang schwach und tonlos.

Lange riefen wir beide aus Leibeskräften, als endlich in großer Entfernung der Nebel in einem mattgelben, formlosen Schein erstrahlte.

„Hop — hop!" kam aus unendlicher Ferne eine halberstickte Stimme.

Der gelbe Schein stand, wie es schien, auf einem Fleck und schwankte hin und her. Dann sah man plötzlich einen riesigen Schatten, die Luft erfüllte sich ringsherum mit goldigem Lichte und aus der Dunkelheit tauchte der bärtige Waldhüter auf, mit einem Gewehr über der Schulter. Wir wechselten ein paar Worte, dann führte er uns Schritt für Schritt bis zu seiner Hütte.

Von dem Morde hatte Stepan selbstverständlich „keine Ahnung". — Die übelbeleumdete Hütte stand auf hohen Pfählen, so daß die Diele und die Erde ein Zwischenraum von ungefähr zwei Metern trennte. Zur Tür führte eine steile, morsche Treppe. Als Stepan uns beim Eingange leuchtete, sah ich, wie er am ganzen Leibe fieberhaft zitterte und den Kopf zwischen den Schultern einzog. Das Innere der Hütte bildete ein einziger großer, düsterer Raum. Die Ausstattung war höchst ärmlich. Die vordere Ecke nahm ein großer, rauchgeschwärzter Ofen ein, von dem zwei Paar Kinderaugen neugierig herunterschauten; in der gegenüberliegenden Ecke hingen Bilder von der heiligen Dreieinigkeit, dazwischen das von Nikolaus II.; ferner noch ein Gemälde, das ein schreckliches Weltende darstellen sollte. An der Hinterwand stand ein breites Bett, und in der Mitte ein großer Tisch mit eichenen Bänken ringsherum. Alles verrust und düster.

Wir ließen uns am schmutzigen Tische nieder. Die Lampe räucherte und knisterte leise; in der Ecke zirpte ein Bohrwurm. Aus einer kleinen Wiege hörte man die schweren, pfeifenden Atemzüge eines Wickelkindes.

Zuerst war der Wirt uns gegenüber sehr kurz angebunden. Jedoch, als er erfuhr, daß wir Deutschstämmige alle beide seien, da wurde er merklich „leutseliger".

Stepan brachte einen dampfenden Samovar und Schwarzbrot mit Salz — sein tägliches Abendbrot. Sergeant Krause aß mit großem Appetit und trank ein Glas nach dem anderen. Ich konnte nichts in den Mund nehmen. Etwas Schreckliches, Unabwendbares schien hier auf jedem Gegenstande zu lasten. Irgendein böser Geist, der schon zwei von den Kindern Stepans hinweggerafft hatte: der Geist des Sumpffiebers.

Auf dem Bett saß sein ungefähr zwölfjähriges Töchterlein und schaukelte mit einem nackten Fuße die Wiege. Ich sah mir ihr Gesicht näher an und es überraschte mich durch seine krankhafte Schönheit und durch einen unbeschreiblichen, überirdischen Ausdruck in den großen, lichten Augen, die mit einer naiven Verwunderung auf uns gerichtet waren.... Der erlöschende Samovar fing plötzlich an mit einer dünnen Stimme zu singen. Stepan stand vom Tische auf und ging hinaus. Bald kehrte er mit einem riesigen Bündel Heu zurück, eine ganze Wolke Nebel hinter sich herziehend. Dann fing seine Frau an, für uns auf der Diele ein Lager für die Nacht herzurichten. Stepan wünschte uns eine „gute Nacht"; aber in dem stumpfen Blick seiner kindischen Augen konnte man eine fieberhafte Erwartung herauslesen.... Er löschte die Lampe aus und lange noch konnte man hören, wie er Gebete murmelte und nachher zähneklappernd in seinen Schafpelz sich einwickelte.

In der Hütte wurde es still. Man hörte nur jede fünf Sekunden, in regelmäßigen Abständen, das eintönige Zirpen des Bohrwurms und das Summen einer verirrten Fliege, die gegen das Fensterglas immer von neuem anprallte. Trotz der Ermattung konnte ich nicht einschlafen. Ich lag mit offenen Augen auf dem Rücken und lauschte auf die vorsichtigen nächtlichen Geräusche, die in schlaflosen Nächten eine merkwürdige Deutlichkeit annehmen. Das Mädel, das mit seiner Mutter auf dem Bette schlief, fing plötzlich an, eilig und undeutlich zu reden. Zwei andere Kinder, die auf dem Ofen schliefen, atmeten oft und mit Anstrengung, als ob sie von ihren Lippen die brennende Fieberhitze wegblasen wollten. . . . Stepan stöhnte bei jedem Atemzuge. Vom Ofen bat eine verschlafene Kinderstimme um etwas zum Trinken. Gehorsam sprang dann die Mutter vom Bett und schöpfte mit einem Kruge aus dem Wassereimer, und ich vernahm die gierigen, langen Züge des kranken Kindes. Das ältere Mädel richtete sich auf dem Bett plötzlich auf; ihre Zähne klapperten, und sie mühte sich vergeblich, etwas auszusprechen. „Ka—a—a—lt!" hörte ich sie endlich hervorstottern.

Erfolglos wälzte ich mich auf dem harten Lager. In der schwülen Dunkelheit schien ein unsichtbarer blutdürstiger Geist zu schweben, der wie ein Fluch in der Hütte des Waldhüters sich angesiedelt hatte. . . .

Jemand klopfte von draußen ans Fenster, gerade über meinem Kopfe. Ich fuhr unwillkürlich zusammen. Stepan reckte sich, gähnte, richtete sich dann plötzlich auf und rief durch die Scheiben in die Dunkelheit hinein:

— „Wer da?"

— „Bu—bu—buh——" antwortete von draußen eine dumpfe Stimme.

— „Was? Hinter die Grenze? Aha!"

Mit einem Sprunge war er an dem Ofen, wo er abends seine Flinte hingestellt hatte. Der Sergeant fuhr aus seinem Schlafe auf. In ein paar Sekunden hatten wir unsere Karabiner zur Hand. Als der Waldhüter seine Flinte nicht vorfand — K. hatte sie nachts unmerklich entfernt — riß er die Tür auf und schwang sich mit einem kühnen Satze über das Geländer. Als ich ihm nachstürmte, blieb ich vor der Treppe überrascht stehen: die Hütte schien in einem Dunstmeere zu schwimmen. Kein Laut drang zu mir hinauf und auf drei Schritt war nichts zu erkennen. . . . . . .

Wir riefen „Halt!", aber nicht ein einziger Laut drang zu uns. Sollten wir in den blauen Nebel hinein schießen? Wir kehrten in die Hütte zurück. Dort schlief alles den früheren fieberhaften Schlaf —

Wir bekamen Stepan nicht mehr zu sehen. Seine Familie schien sich weder um Stepan, noch um uns zu kümmern. Gegen Mittag traten wir den Rückweg an. Wir kehrten nicht heil nach Timanowitscht zurück . . . . Sergeant Krause, der zwei Schritte vor mir schritt, mußte einen falschen Tritt auf dem engen Pfade getan haben: ein Schrei — und die Sumpftiefe verschlang den Unglücklichen! Und doch — kannte er den Weg so genau, — und ich möchte fast schwören können, daß gestern noch derselbe Pfad keinen Pfuhl aufwies . . . . Ermattet und zerschlagen kehrte ich zum Sammelpunkt in Timanowitscht zurück. Unsere Kollegen hatten zwei Mann auf dieselbe Weise, wie ich den Sergeanten Krause, verloren. Banditen hat keiner von uns gesehen. Nur das Stöhnen der Rohrdommel klang uns allen noch lange in den Ohren.

von Behrens.

Seltene deutsche Tierarten.

Plauderei von Dr. Siegfried Lenz, Leipzig.

Es mag manchen wenig glaubwürdig erscheinen, daß es außer unseren Haustieren bei uns auch Tiergattungen gegeben hat, die wir heute nur noch als Seltenheiten im Zoologischen Garten sehen können. Wer durch die herrlichen Waldgegenden Thüringens streift, dürfte sich wohl kaum vorstellen können, daß vor einigen hundert Jahren hier der Bär dem Wanderer gefährlich wurde oder die Wildkatze, ein gar heimtückischer Gesell, auf Raub ausging. Nicht weniger gefürchtet war der Wolf, der noch bis zum Jahre 1820 in deutschen Dörfern als blutgieriger Einbrecher in Haus und Hof bekämpft wurde. Der kraftvolle und leicht reizbare und darum um so gefährlicher werdende Auerochse war noch bis zum 17. Jahrhundert in Deutschland vereinzelt anzutreffen. Er ist das älteste unserer Jagdtiere zu nennen; sein saftiges Fleisch wußten sich die alten Germanen zum leckeren Braten zu röften, und die alten Römer, die als besonders verwöhnte Feinschmecker galten, verschmähten ihn ebenfalls nicht auf ihrer Tafel. In seiner Größe und Kraft kam der Auerochs dem Elefanten fast gleich. Auch sein Fell galt als wertvolle Jagdbeute; es

wurde zu allerhand Schmuck und Kleidung verarbeitet. Die mächtigen Hörner aber nahm man zu Trinkgefäßen. Bis zum 14. Jahrhundert war er noch in den Wäldern Pommerns zu finden; einzelne Exemplare wurden gezähmt und in fürstlichen Parkanlagen gehegt, wo sie aber im 17. Jahrhundert ausgestorben sind.

Der Wisent, oft mit dem Auerochs verwechselt, zählte einmal auch zum Tierbestand unserer Wälter. Bei den fürstlichen Treibjagden erlegte man ihn besonders gern. Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg brachte ihrer in den Jahren 1612—1619 an 42 Stück zur Strecke, ein Beweis, daß damals schon die Tiere im Aussterben waren; denn in derselben Zeit wurden von ihm an 110 500 Stück anderes Wild abgeschossen. Mehrere tausend Treiber mußten den Wisent aufstöbern, damit die fürstlichen Herren dieses Wild erjagen konnten. Das letzte dieser Tiere wurde im Jahre 1755 zwischen Tilsit und Labiau auf deutschem Boden erlegt.

Wölfe waren bis vor hundert Jahren in Deutschland noch eine gefürchtete Plage, denn es wurden 1817 in Preußen davon 1080 Stück vernichtet. Die aus Rußland fliehenden napoleonischen Heerscharen, von Hunger und Kälte nach Frankreich zurückflüchtend, wurden von ganzen Wolfsrudeln begleitet, die gierig darauf warteten, bis ein neues Opfer am Wege niedersank, das ihnen zur Beute ward. So kamen diese Wolfsherden auch mit nach Deutschland herüber. 1814/15 wurden von ihnen 28 Kinder und 1820 noch 19 Kinder und Erwachsene zerrissen. Wenn man diesem Eindringling auch energisch an den Kragen ging, so waren vereinzelte dieser Diebesgesellen sogar noch im Jahre 1866 im Odenwald zu finden (wie sie auch heute noch hin und wieder in strengen Winternächten der Frost und Hunger in die ostpreußischen und oberschlesischen Dörfer treibt, um dort nach Beute zu suchen).

Die letzten Bären wurden im Jahre 1686 im Thüringer Wald erlegt, und im Henneberger Land wurden zwei Jahrzehnte später auch vereinzelte dieser Raubtiere getötet. August der Starke veranstaltete im Jahre 1630 im Dresdner Schloßhof als damals beliebte höfische Sitte innerhalb acht Tagen drei Bärenhetzen, wobei die Bären gegen Hunde oder Wildschweine kämpfen mußten. War der Bär unterlegen, so begab sich dann der Kurfürst in den Zwinger hinab und tötete ihn mit seinem Schwert.

Fast vollständig ausgerottet ist bei uns die Wildkatze, von der in den Jahren 1885/86 noch 606 Stück abgeschossen wurden. Dann der wegen seines Pelzwerks sehr geschätzte Luchs und das Elentier, auch Elch genannt, einst der Stolz unserer Wälder. Sein Geweih war als Jagdtrophäe besonders begehrt. Ist doch ein solches besonders schönes und großes Elentiergeweih auf einem Gemälde im Schlosse Moritzburg bei Dresden nachgebildet, das als eine historische Jagdbeute von Jagdleuten des Königs Pipin im Jahre 764 einem Elentier im Viergrunder Wald bei Nördlingen abgenommen wurde.

Seine letzte Zufluchtsstätte hat das Elentier in den Wäldern Ostpreußens gefunden; hier gilt der Ibenhorster Forst als seine neue Heimat, da die Elchjagd seit Jahren verboten ist. Bis zum Kriege zählte man noch 1000 dieser Tiere, während es deren im Jahre 1848 nur 16 gab.

Der Biber, einst an allen Flüssen Mitteleuropas seine Wohnung bauend, ist bei uns jetzt noch an der Elbe zwischen Wittenberg und Magdeburg zu finden, wo er ebenfalls nicht mehr gejagt werden darf. Sein Pelzwerk stand schon früher hoch im Preise, sonst hätte Fürst Leopold von Anhalt-Dessau nicht dem Landgrafen von Hessen-Cassel für jeden ihm zugeschickten Rekruten das Werbegeld durch Übersendung eines Bibers zahlen können.

In den Alpengegenden sind Steinbock und Gemse dem Jäger und Wilderer so zahlreich zum Opfer gefallen, daß auch sie als fast ausgerottet gelten können. In früheren Jahrhunderten waren Gehörn und Herzknochen des Steinbocks wegen ihrer Heilkraft geschätzt. Zahlte man doch für einen Herzknochen einen blanken Dukaten in Gold. Erzbischof Graf von Thun (er regierte von 1654 bis 1668 in Salzburg) ließ darum in seiner Hofapotheke eine Niederlage für Steinbocksarzeneien einrichten. Damit auch viele solcher Heilmittel zu beschaffen waren, wurde jeder Steinbock-Wilddieb zum Verlust der rechten Hand oder zu Galeerenstrafe verurteilt.

Auch der Steinadler ist aus den Alpenländern vertrieben worden. Vereinzelt findet man noch seinen Horst in Ostpreußen oder Pommern; aber auch diese Tiergattung ist dem Aussterben nahe.

Schwarze Störche waren früher bei uns so häufig wie weiße. Ebenso war der Kranich kein seltener Vogel in deutschen Landen. Eine ganze Anzahl Vogelarten: Fischreiher, Eisvogel, Haselhuhn, Elster, Wachtel u. a. werden bei uns immer spärlicher, um schließlich auszusterben. Man hat diese Tiere aus ihren Nestern teils durch die ausgedehnte Landbestellung oder Abholzung großer Waldbestände vertrieben. Auch Sportjagden nach allerhand Wasservögeln an der Küste der Nord- und Ostsee haben den Bestand dieser und anderer Vögel sehr geschwächt. Unseren Natursängern in Feld und Wald stellt man neuerdings ebenfalls eifrig nach, um sie als Stubensänger zu verkaufen, da Kanarienvögel sehr im Preise gestiegen sind. Hier muß das Heimatschutzgesetz eingreifen und den Verkauf gefangener Tiere verbieten.

□ □ Bunte Chronik □ □



*** Die Entvölkerung der „City“ von Berlin.** Es ist bekannt, daß es in der Innenstadt Londons, der sogenannten City, Wohnhäuser und Wohnungen überhaupt nicht mehr gibt. Was an Räumen vorhanden ist, ist alles für geschäftliche Zwecke beschlagnahmt. Auch in Berlin hat sich diese Entwicklung angebahnt. In der Zeit von 1880 bis 1914 haben 119 000 Wohnungen im Zentrum von Berlin ihre Bestimmung gewechselt und sind zu Geschäftsräumen geworden. In der Folgezeit ist diese Entwicklung durch die Wohnungsgesetzgebung, die bekanntlich die Verwendung von Wohnräumen zu Geschäftsräumen verbietet, hintangehalten worden, wenn auch nicht in allen Fällen. Das Drängen nach Geschäftsräumen in der „City“ ist neuerdings jedoch wieder so stark geworden, daß es zweifelhaft ist, ob die Gesetzgebung diesem Drängen noch lange wird widerstehen können. Berlin will eine „City“ haben, und in die City gehören keine „wohnenden“ Menschen hinein.

*

*** Das größte Flugzeug der Erde** hat natürlich Amerika. Es ist ein Dreidecker, der in der Spannweite fast 88 Meter mißt, 20 Meter lang und 8½ Meter hoch ist, also eine Maschine von riesenhaften Dimensionen. Ebenso riesenhaft ist sein Gewicht: es wiegt 400 Zentner und vermag noch weitere 400 bis 500 Zentner Last zu tragen. Diese 800 Zentner jagen mit einer Geschwindigkeit von 150 Kilometern durch die Luft, getrieben von nicht weniger als 6 Motoren. Eine Besonderheit des Flugzeuges ist, daß es sich, ohne landen zu müssen, 12 Stunden in der Luft halten kann. Es würde also voll beladen eine Strecke von Berlin bis zur Südspitze von Sizilien ohne Zwischenlandung zurücklegen können.

*

*** Vulkankontrolle vom Flugzeug aus.** Der Ätna weist seit einiger Zeit wieder eine gesteigerte Tätigkeit auf. Einige neue Öffnungen sind entstanden, aus denen starke Dämpfe strömen. Zu Anfang des Jahres erfolgten einige kleinere Ausbrüche mit Flammensäulen und Aschenregen. Man hat nunmehr, um sich vor unliebsamen Überraschungen zu schützen, eine ständige Kontrolle eingerichtet, die von Flugzeugen aus erfolgt. Es werden in verschiedenen Höhenlagen vom Flugzeug aus Photographien hergestellt, die ein deutliches Bild von den Vorgängen auf dem Berge geben. Professor Pontes, der Vulkanologe der Universität in Catania, erklärt, daß die Photographien vom Flugzeug aus Resultate ergeben hätten, wie sie sonst nur nach zweimonatiger Beobachtung gewonnen werden können. Er hofft, daß man es auf diese Weise wird verhüten können, daß gänzlich unerwartete Ausbrüche die Bewohner des Ätnagebietes gewissermaßen über Nacht überfallen.

*

*** Riesenkräfte bei kleinen Tieren.** Untersuchungen haben ergeben, daß ein Maikäfer im Verhältnis zu seiner Größe 21 mal mehr ziehen kann als ein Pferd, die Biene sogar 80 mal mehr. Außerordentliche Kraftleistungen kann auch die Auster vollbringen, denn sie ist imstande, ihre Schalen mit einer Zugkraft von 15 Kilogramm zu schließen. Wenn der Mensch eine im Größenverhältnis gleiche Leistung vollbringen wollte, müßte er nicht weniger als 80 übereinander getürmte Schnellzugslokomotiven über seinem Kopfe balancieren. — Auch die Stubenfliege ist ein sehr kräftiges Tier. Sie vermag mit den Füßen ein Streichholz, ohne eine Stütze zu brauchen, festzuhalten, und das entspricht beim Menschen einer Leistung, die darin bestände, einen Balken von 8,50 Meter Länge auf der Schulter zu tragen. Der Floh endlich springt bekanntlich 200 mal so hoch als seine eigene Körperhöhe beträgt. Der Mensch, der ihm dies nachmachen wollte, müßte über den 300 Meter hohen Eiffelturm springen!

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.